

Partnerschaft und Ehe als Brückenerfahrungen – Eine Pastoral im nichtchristlichen Umfeld

ANDREAS WOLLBOLD

Ein bayerischer Pfarrer verbrachte dieses Jahr seinen Jahresurlaub in Mecklenburg – allein das schon ein denkwürdiges Ereignis. Was ihm am meisten aufgefallen ist, ist die Liebe der Eltern zu ihren Kindern und der Einsatz für sie. Diese Tatsache einer hohen Bedeutung vieler Familienmitglieder füreinander in den neuen Bundesländern ist (neben manchen vergrößernden Vorstellungen von der weitgehend verstaatlichten Erziehung in der DDR) weithin unbekannt – man denke nur an die vieldiskutierten Pfeiffer'schen Thesen vom Zusammenhang von Krippenerziehung, Ichschwäche und Gewaltbereitschaft. Ausgehend von dieser Beobachtung ist unsere Leitfrage bei diesem Vortrag: Könnten die Erfahrungen mit und Erwartungen an Partnerschaft und Familie zu einer Brückenerfahrung, also zu möglichen Anknüpfungen an eine christliche Praxis und an die Botschaft des Evangeliums werden – nicht als Vereinnahmung, wohl aber als evangelisierender Dialog mit einer gelebten Beziehungskultur?

Dafür gilt es, zunächst mit sozialwissenschaftlicher Hilfe genau hinzuschauen, wie Elternschaft, Ehe und Partnerschaft in den neuen Bundesländern gelebt werden, welche Hoffnungen sich mit ihnen verbinden und welche Gefährdungen sie mit sich tragen. Dabei beschränke ich mich im wesentlichen auf familiäre Lebensformen und berühre die Zeiten der Partnerfindung nur am Rande (I). Dazu ist die enorme Bedeutung von Partnerschaft und Familie zunächst differenziert darzustellen. Es soll sich zeigen, wie hier einerseits der enorme Wandlungsdruck der vergangenen zehn Jahre in den Nahbeziehungen einen Ausgleich an Festigkeit und Orientierung suchte (I 1.). Andererseits erscheinen diese auch um so gefährdeter, je mehr sie bloß Refugium und Traumwelt und

nicht wirksame Gegenkraft zum gesellschaftlichen Umbruch sein können. Der romantische Traum vom häuslichen Paradies fällt über kurz oder lang recht irdischen Cheruben zum Opfer: Vorgaben des Sozialstaats oder des Arbeitsmarktes, Wohnsituation und erlernte Rollen- und Konfliktlösungsmuster von Mann und Frau etwa lassen die unheile Welt draußen bald durch alle Ritzen der trauten Zweisamkeit hereinziehen. Darin liegt die Schwäche und Gefährdung der Kernfamilie in den neuen Bundesländern, wie etwa die Geburts- und die Scheidungsstatistik belegen (I 2.). Deshalb erscheint es notwendig, vor allem die kritischen Berührungspunkte zwischen Privatheit und Öffentlichkeit zu stärken. Hier konnte aufgrund der strikten Vereinnahmung der DDR-Bürger in gelenkten Kollektiven leider bislang häufig der Typus der Nischenfamilien noch nicht überwunden werden (I 3.).

In einem zweiten Gedanken soll dieses große Potential an Suche nach Lebenssinn und Glück, das offensichtlich (deutlicher als im darin bereits sehr viel stärker individualisierten Westen) wesentlich auf Bindung, Halt und Verlässlichkeit auch zwischen den Generationen aus ist, als Brückenerfahrung zum christlichen Glauben und seiner Lebenspraxis verstanden werden. Dabei wird zum einen deutlich, dass diese hohen Erwartungen fast zwangsläufig in die Krise geraten, wo sie sich wesentlich auf die Kernfamilie beschränken. Familie braucht sie umgebende Netzwerke (II 1.). Hier können reiche Erfahrungen von DDR-Gemeinden mit Familienkreisen eine Hilfe sein, aber auch deutlich diakonische, helfende und begleitende professionelle Angebote an der »Außenhaut« der Kirche.¹ Aber auch ein christliches Bild von Partnerschaft und Familie mit seiner gleichzeitigen Nüchternheit und seiner

1 *W. Kraning*, Bausteine zu einer Gemeindepastoral und Suchbewegungen für die Zukunft, in: *H. Keul/W. Kraning*, Um der Menschen willen. Evangelisierung - eine Herausforderung der säkularen Welt, Leipzig 1999, 268-281, 278. - Der Beitrag geht auf Arbeiten zu einer von der DFG geförderten Interviewstudie »Sinn- und Beziehungsressourcen von katholischen Familien in den Jahren der Transformation« zurück.

Herausforderung zur Treue und Liebe scheint ein durchaus anschlussfähiges Ideal auch für Nichtchristen darzustellen (II 2.). Dabei dürfte die christliche Verkündigung dazu wohl eher vom Zeugnis des Lebens der Laien getragen sein, während die ausdrückliche Wortverkündigung nur sehr behutsam christliche Überzeugungen vortragen sollte.

I. Partnerschaft und Familie, konkurrenzlose Nummer Eins in den neuen Bundesländern

1. Umbruchszeiten lassen nach Halt suchen

Familie, so meint man nicht selten, ist nur ein Spiegel der Gesellschaft.² Untersuchungen zeigen jedoch gerade für die neuen Bundesländer, dass diese »eine eigenständige soziale Mikroeinheit ist«, in der der wirtschaftliche und soziale Wandel zwar seine Spuren hinterlässt; nichtsdestoweniger können Familien aber eigenständig auf Veränderungen reagieren, so dass die Zusammenhänge mit der Makro-Umwelt »keine linear deterministischen (sind), die es den Familien nicht gestatten würden, unterschiedlich auf die Risikolagen zu reagieren«³. Kurz, sie ist ein Raum freiheitlicher Bewältigung

2 Einleitend zur Situation von Familien und Partnerschaften in der DDR und den neuen Bundesländern vgl. *Deutscher Bundestag*, Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland. Zukunft des Humanvermögens. Fünfter Familienbericht (=Unterrichtung durch die Bundesregierung. Drucksache 12/7560), Bonn 1994; *Informationszentrum Sozialwissenschaften/L. A. Vaskovics/R. K. Silbereisen (Hg.)*, Sozialforschung in der DDR. Sonderband. Forschungsprojektdokumentation »Familie und Jugend«, Bonn 1993; *G. Helwig*, Frau und Familie. Bundesrepublik Deutschland – DDR, Köln 1987; *M. Erler*, Die Dynamik der modernen Familie. Empirische Untersuchung zum Wandel der Familienformen in Deutschland, Weinheim-München 1996 (empirische Untersuchung auch über die neuen Bundesländer zu allen gängigen Fragen der Familiensituationen); *V. Lattig/K. Ullrich*, Die Situation von Frauen und Familien in der ehemaligen DDR, in: *Caritas* 93 (1992) 71–74.

3 *A. Meier/J. Müller*, Die letzte Generation? Jugend und Familie auf dem Lande in Ostdeutschland und in den USA. Ein empirischer Vergleich während der Agrarrevolution, Berlin 1997, 197f. Familien sind somit offene Systeme,

von Lebensumständen und damit das wohl wichtigste Vermittlungsglied zwischen der Einzelpersonlichkeit und dem sozialen Wandel. Bei allen Umbrüchen der letzten 10 Jahre ermöglichte sie erstaunliche Kontinuitäts Erfahrungen.

So waren in einer Untersuchung zu ländlichen Familien in Mecklenburg-Vorpommern, die nach dem Systemwechsel vom radikalen Strukturwandel betroffen waren, die Autoren zunächst aufgrund von US-amerikanischen Erfahrungen davon ausgegangen, dass äußerer Familienstress die Erziehung und das Verhältnis von Eltern und ihren Kindern belastete (ein übrigens auch in Deutschland weitverbreiteter vulgärsoziologischer Irrtum!). Es zeigte sich aber, dass beide durchaus »Solidargemeinschaften zwischen den Generationen« ausgebildet hatten.⁴ 90 % der Jugendlichen waren mit ihren Eltern zufrieden, typischerweise mit ihren Müttern etwas mehr als mit ihren Vätern. Diese Zufriedenheit beruhte einerseits auf einer von den Eltern zugestandenen und seit 1989 stark gewachsenen Selbstbestimmung seitens der Jugendlichen und auf ihrer Mitsprache in Familienangelegenheiten. Andererseits stellten die Eltern aber auch klare Erwartungen und forderten Mitverantwortung der Jugendlichen und ihre Mitarbeit in Garten und Feld.⁵ Offensichtlich wiederholte sich mit diesem Zusammenhalt in den Turbulenzen der Nachwendzeit ein Muster, das Helmut Schelsky schon in

sie agieren und reagieren eigenständig auf Umweltimpulse. *F.-X. Kaufmann*, *Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen (=Perspektiven und Orientierungen. Schriftenreihe des Bundeskanzleramtes 16)*, München 1995, 40f., schließt darum zu Recht: »Nicht nur Individuen, auch Familien sind somit Problem lösende Einheiten, und ihre Fähigkeit, mit externen oder internen Belastungen umzugehen, ist ein wesentliches Merkmal ihrer Leistungsfähigkeit.« *B. Eggen*, *Familie der Gesellschaft. Kontinuität im Wandel (=Schriftenreihe Wirtschafts- und Sozialwissenschaften 21)*, Ludwigsb. Berlin 1994, 62, weist in gleicher Weise, wenn auch kritischer darauf hin, dass in der Familie gleiche Strukturen oft ein verschiedenes Verhalten auslösen.

⁴ *Meier/Müller*, *Generation 202*; ebd. 205 sprechen die Autoren von »Wert- und noch mehr Solidargemeinschaften«.

⁵ Ebd. 202f.

der Nachkriegszeit geortet hat: Bei äußerer Unsicherheit der wirtschaftlichen Situation, der Platzierung auf dem Arbeitsmarkt, aber auch der politischen, weltanschaulichen und religiösen Orientierung wird die Familie zu einer Art Bollwerk, das emotionale Sicherheit ebenso wie eine gewisse ökonomische Absicherung verspricht.⁶ Die Komplexität, ja manchmal auch erlebte Heimtücke der angebrochenen »Westzeiten« hat den »Wunsch nach einem stabilen und überschaubaren Familienleben« und das Gefühl gegenseitiger Angewiesenheit wachsen lassen – durchaus auch mit einem gleichzeitig erhöhten Konfliktpotential!⁷

2. Familie zwischen Privatheit und sozioökonomischer Verwobenheit

Hohe Erwartungen liegen also auf der Familie. Zu hohe? Erwartungen sind nicht schon Wirklichkeiten, und wer nur auf sie schaute, könnte leicht die familiäre Realität in den

6 P. Franz/U. Herlyn, Familie als Bollwerk oder als Hindernis? Zur Rolle der Familienbeziehungen bei der Bewältigung der Vereinigungsfolgen, in: B. Nauck/N. Schneider/A. Tölke (Hg.), Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch (=Der Mensch als soziales und personales Wesen 12), Stuttgart 1995, 90–102, in der Auswertung der Studie »Stadt im Umbruch: Cotha« von 1994; der Vergleich mit Schelskys Restabilisierungsthese findet sich ebd. 90–92 und 101. Die Autoren sehen allerdings auch die Kehrseite, wenn etwa vor allem auf die Frauen erhöhte Anstrengungen bei der Kinderbetreuung zugekommen sind oder wenn ein arbeitslos gewordener Partner die Hilferessourcen der Familie beansprucht (ebd. 94–98). H. Bertram (Hg.), Die Familie in den neuen Bundesländern. Stabilität und Wandel in der gesellschaftlichen Umbruchssituation (Deutsches Jugendinstitut. Familien-Survey 2), Opladen 1992, 236f., stellt die Bedeutung anspruchsvoller Ehetypen heraus, für die das Zusammenleben ganz wesentlich für den Lebenssinn ist und man sich darum auch mehr gemeinsame Zeit für Freizeit, Essen, Gespräche und die Pflege enger Gefühlsbindungen mit dem Ehepartner nimmt. Er schließt, dass Familie in den neuen Bundesländern insgesamt trotz des gesellschaftlichen Wandels für die, die sich für diese Lebensform entschieden haben, einen überragenden Stellenwert behalten hat.

7 N. F. Schneider, Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Eine vergleichende Analyse des Familienlebens 1970–1992 (=Soziologische Gegenwartsfragen, NF 55), Stuttgart 1994, 308.

neuen Bundesländern idealistisch verzeichnen. Denn die letzten Bemerkungen haben bereits auf Spannungen aufmerksam gemacht, in die nicht wenige in familialen Lebensformen lebende Menschen gestellt sind: *Familie als Bollwerk und als Hindernis*: Dabei ist auch auf die massiven Einschnitte des Geburtenrückgangs, die hohe Zahl der Abtreibungen oder die trotz enorm gestiegener Scheidungskosten weiterhin hohe Zahl der ehelichen Trennungen. Ein Anzeichen dafür kann der Wandel der Klientel der katholischen Ehe-, Familien- und Lebensberatungsstellen sein: Waren laut einer Auswertung von Statistiken der EFL-Beratungsstellen im Ostteil des Erzbistums Berlin in der DDR-Zeit ideologische »Umfeldschwierigkeiten« und dementsprechende Orientierungsschwierigkeiten, Sinnverlust und Gemütsverstimmungen häufiger Beratungsanlass, tauchen spätestens seit 1991 der Zusammenhang von Arbeitslosigkeit und Beziehungsschwierigkeiten bis hin zu starker Aggressivität, Umschlag von Euphorie in Depression, Ohnmachtsgefühle und mangelndes Selbstwertgefühl auf.⁸ Die Umbrüche schleichen sich in die Beziehungen ein, sie gehen unter die Haut.

» *Familie als Kontinuität im Wandel und als Hemmnis von Flexibilität besonders auf dem Arbeitsmarkt*: Ein Symptom von letzterem ist die Neigung, Lebensentscheidungen wie eine Trauung zwar nicht auszuschließen, sie aber deutlich zu vertagen.⁹ Auch ist inzwischen im Osten ähnlich wie bereits seit

8 Verbale Auswertung der Statistiken der EFL-Beratung im Ostteil des Bistums Berlin von 1981 bis 1998. 3.1: Veränderungen der Problemkreise/Tendenzen in den Beratungsanlässen und Problemen der Klienten, entnommen dem Dossier EFL-Beratung im *Seminar für Zeitgeschichte* an der *Theologischen Fakultät Erfurt*.

9 G. Hullen, *Lebensverläufe in West- und Ostdeutschland. Längsschnittanalysen des deutschen Family and Fertility Surveys* (Schriftenreihe des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung 26), Opladen 1998, 140–142. Die »Wende« löste somit die »sich verstärkenden Wünsche (aus), den privaten Bereich so zu lassen, wie er gerade ist«. So ist die Familie kein unangestasteter Rückzugsraum mehr, vielmehr zeigt sich, »dass Entscheidungen für und Investitionen in Familie regelmäßig dann unterblieben, wenn dadurch Bin-

einer Generation im Westen ein wachsendes Verschwimmen der Statuspassagen zu erkennen.¹⁰ So fließen die Räume zwischen Herkunftsfamilie, eigener Familie und einer Vielzahl von Zwischenformen ineinander über. Junge Leute gründen etwa bereits einen eigenen Hausstand, werden vielleicht schon Eltern, bleiben aber noch über geraume Zeit ökonomisch von ihren Eltern abhängig.

- *Familie als Refugium der Privatheit und als »Keimzelle des Staates«.* Diese dritte Spannung fasst die beiden anderen zusammen und ist nun noch etwas genauer anzuschauen.

Dabei ist besonders an den scharfen Schnitt zwischen Öffentlichkeit und Privatheit in der DDR zu denken. Öffentlichkeit (also nicht nur die politische, sondern auch die betriebliche, schulische, ja selbst freizeitmäßige) war weitgehend »vormundschaftliche« Öffentlichkeit im Zugriff des Staates.¹¹ Kollektive auf allen Ebenen sollten das Ideal der vergesellschafteten sozialistischen Persönlichkeit im Alltagsleben durchsetzen.

Wolfgang Rothemunds Blick in die Schulbücher der DDR zeigt jedoch, dass der hohe Anspruch vor den grundlegendsten Problemen der Alltagswelt versagte: Anstatt virulente Themen wie die Vereinbarkeit von Berufsarbeit und Hausarbeit, die ja weiterhin wie im Westen hauptsächlich auf den Schultern der Frauen ruhte, oder von Trennung und Scheidung zu thematisieren, wurde »eine heile, idyllisch sozialistische Welt Kindern hier vorgegaukelt«¹². Die beschriebenen Szenen aus dem häuslichen Alltag erschienen wenig lebens-

dungen entstehen würden, die hinderlich sein könnten in den anderen Lebensbereichen (Arbeit, Freizeit, Sicherung der individuellen Wohlfahrt)« (ebd. 149).

10 Ebd. 148.

11 Vgl. R. Henrich, *Der vormundschaftliche Staat. Vom Versagen des real existierenden Sozialismus*, Reinbeck bei Hamburg 1989.

12 W. Rothemund, *Das Bild der Familie in den Lesebüchern der Deutschen Demokratischen Republik (=Schriften zur Soziologie der Erziehung 4)*, Frankfurt a. M. 1991, 258.

nah; die Eltern sind eher als nette Erwachsene denn als liebende Ehepartner gezeichnet.¹³

Nach dem physischen und moralischen Zusammenbruch des alten Regimes kennzeichnete darum viele neue Bundesbürger nach den kurzen, euphorischen Erwartungen der »Wende«-Zeit eine Enttäuschung und tiefgreifende Distanz zu allen staatsnahen Organisationen und Mächten, ja auch zu den beiden Großkirchen. Um so wichtiger war es dem einzelnen, Refugien und Nischen zu suchen, die diesem umfassenden Anspruch so weit wie möglich entzogen waren, und dazu gehörte an erster Stelle die eigene Wohnung und die Menschen, mit denen man sie teilte. Bezeichnend dafür sind etwa so lebenswürdige Bräuche wie das Ausziehen der Schuhe durch die Gäste beim Betreten einer Wohnung oder die in der DDR deutlich wärmer als in der Bundesrepublik geheizten Wohnungen (und dies sicher nicht nur, weil die Heizungen kein anderes Thermostat kannten als das Öffnen der Fenster).¹⁴

3. Die Aufgabe, Übergänge zwischen Privatheit und Öffentlichkeit zu schaffen

Ein Zwischenergebnis lässt sich somit formulieren: Im vor-mundschafftlichen Staat sollte Partnerschaft und Familie zum einen häufig das Sinnvakuum im Privaten füllen, das öffentlich nicht gestillt werden konnte. Eine vergleichbare Funktion erfüllte sie in noch verstärktem Maß in der Zeit des Systemwechsels nach 1989, ähnlich wie übrigens manche Netzwerke des dritten Sektors des ehrenamtlichen Engagements und seiner Vergemeinschaftungen von der »Volkssolidarität« bis zum

13 Ebd. 104f.

14 Nach Auskunft einer Friseurin zeigt die Tatsache, dass der Samstag in ihrem Betrieb anders als im »Westen« mit dem Wochenende als einer Zeit des Sich-Hineinbegebens in die öffentliche Kultur hier bis heute eher ruhig verläuft, dass nicht wenige das Wochenende als Zeit des Rückzugs aus dem gesellschaftlichen Leben verstehen, sei es in einer Datscha oder einfach in den eigenen vier Wänden...

Kleingärtnerverein eine gewisse Kontinuität über den Graben von 1989 darstellen.¹⁵ Zum anderen sollte sie in der neuen Bundesrepublik die Härten und Ungewissheiten des Wandels abfedern helfen. Doch mit dieser doppelten, enormen Erwartung ist sie überfordert, wenn sie nicht (neben familiänpolitischer Anstrengung) in doppelter Weise gestützt wird:

1. durch ein Geflecht unterstützender *Netzwerke* aus Verwandtschaft, Freundschaft und zielgerichteten Gelegenheitskontakten;
2. durch die Unterstützung bei der *Klärung und Begrenzung der Erwartungen* an Partnerschaft und Familie. Die Magnetwirkung von Erwartungen an diesen Bereich dank des Vakuums an Orientierung schließt eine um so höhere Gefahr der Enttäuschung ein. Die Lebbarkeit von Beziehungen steht auf dem Spiel, wie es ja auch ein bekanntes Ergebnis der Scheidungsforschung ist, dass in der Regel nicht ein Zuwenig, sondern ein Zuviel an Erwartungen eine Krise auslösen kann.¹⁶

Damit ist auch bereits benannt, woran die pastorale Arbeit der Kirche anknüpfen kann. Zum einen in der Unterstützung lebensnaher Netzwerke, zum anderen in einem lebenswerten und doch auch lebbareren Leitbild von Ehe und Familie. Bei letzterem, das sei vorweg gesagt, dürfte aber vor allem Zeugnis des Lebens von Christen in Ehe und Familie wichtig sein, etwa bei Krisenfällen, aber auch durch Freundschaft, Nachbarschaft und Treue. Denn bloße Worte von außen werden gerade in diesem »heiligen« Privatbereich schnell als ideologische Vereinnahmung wahrgenommen.

15 W. Seibel, Erfolgreich gescheiterter Institutionentransfer: Eine politische Analyse des Dritten Sektors in den neuen Bundesländern, in: H. K. Anheier u.a. (Hg.), Der Dritte Sektor in Deutschland. Organisationen zwischen Staat und Markt im gesellschaftlichen Wandel, Berlin 1997, 127-149.

16 Vgl. die Schlussüberlegungen von Rothmund, Bild 272.

II. Kirche, »sur le pont d'Avignon«? Eine Brückenpastoral

»Sur le pont d'Avignon/ l'on y danse, l'on y danse... (Auf der Brück' von Avignon,/ ja da tanzt man, ja da tanzt man...)«, so heißt ein bekanntes französisches Reigenlied. Eine lebensvolle Vision: Auf der Brücke, zwischen Hier und Da, über der Tiefe und doch gesichert, tanzen Menschen, Frauen und Männer. Hat Kirche hier etwas zu suchen? Wie könnte sie auf die Brückenerfahrungen dieser Menschen nicht in Südfrankreich, sondern in den neuen Bundesländern eingehen?

1. Netzwerke stärken¹⁷

Die DDR-Gesellschaft zeichnete sich für die Mehrheit durch enge (bisweilen allerdings auch sehr einengende oder auch paternalistisch-betreuende) Beziehungsnetze in Arbeitskollektiven und Hausgemeinschaften aus. Sie gaben soziale und emotionale Unterstützung, doch die Einbindung wurde auch ambivalent erlebt.¹⁸ Trotz des Weiterbestehens mancher dieser Netzwerke¹⁹ müssen Familien inzwischen wesentlich stärker ihre Primärkontakte selber suchen und Zeit und Energie in diese Suche investieren. Wichtig ist den Menschen nach der friedlichen Revolution dabei weiterhin die nahe Verwandtschaft, nicht zuletzt auch der Großeltern- bzw. Elterngeneration; nur 12 % des engsten Kreises der Nahestehenden sind keine Verwandten.²⁰ Durchschnittlich besteht dieser Kreis aus 6–7 Personen, bei Alleinlebenden und bei Alleinerziehenden ist er oft etwas kleiner.²¹ Gerade bei Statusübergängen wie der Geburt eines Kindes, Arbeitsplatzwechsel oder -verlust oder

17 Vgl. auch *M. Diwald*, Informelle Beziehungen und Hilfeleistungen in der DDR: Persönliche Bindung und instrumentelle Nützlichkeit, in: *Nauck/Schneider/Tölke*, Familie 56–75.

18 *Schneider*, Familie 157.

19 Vgl. *Anheier*, Sektor.

20 *Schneider*, Familie 156f.

21 Ebd. 157.

einem Umzug verändern sich diese Beziehungen häufig nicht unwesentlich, wegfallende Beziehungen werden nicht immer ersetzt.²² Hier dürfte eine besondere Offenheit für unterstützende Angebote gegeben sein.

Tatsächlich weist die heutige Familienforschung immer wieder auf die Bedeutung solcher Netzwerke hin, die zwischen Kernfamilie und Gesellschaft vermitteln können. Nach allem Bedachten dürfte dies in den neuen Bundesländern noch einmal verstärkt gelten. Nach Wills kann man dabei fünf Formen ihrer Unterstützungsleistungen unterscheiden:

- emotionale,
- Status-,
- Informations-,
- instrumentelle und materielle Unterstützung (fast ausschließlich durch Verwandte) sowie
- die des geselligen Lebens und der sozialen Aktivitäten.

Das dabei entstehende Beziehungsgeflecht »ist ein wichtiger Teil des sozialen Kapitals und des sozialen und ökonomischen Ressourcenpotentials der Individuen bzw. der Familien«²³. Hier könnten kirchliche Ansätze zum einen anlassbezogen sein: betreuende, begleitende oder inspirierende Angebote in den genannten Übergangs- und in Krisensituationen; kräftige und verlässliche Unterstützung etwa im Rahmen der Schwangerenberatung; niedrigschwellige Angebote der Elternarbeit, etwa in Krabbelgruppen oder in musischen oder Freizeitaktivitäten. Hier sollten der Phantasie einer »Kommunikationspastoral« (Michael N. Ebertz) keine Grenzen gesetzt werden. Realistischerweise wird man allerdings sagen müssen, dass viele dieser Angebote eher außerhalb der Pfarrgemeinden angesiedelt werden müssen, da diese in der Regel eher hohe Eintrittsschwellen legen.

22 Ebd. 158.

23 Ebd. 154f., sowie zum Ganzen ebd. 154-165.

»Stabile Familien sind etwas höchst Voraussetzungsvolles«, meint Franz Xaver Kaufmann.²⁴ Sie brauchen stabile Beziehungsnetze, aber sie brauchen auch kulturelle Vorgaben zur Orientierung. Hier setzt ein zweiter Beitrag des christlichen Zeugnisses ein, der behutsam auch ein christliches Leitbild von Partnerschaft und Familie gegenüber Nichtchristen aufscheinen lassen kann.

2. Das Zeugnis des Lebens

Vorweg: In der DDR aufgewachsene Menschen sind meist gebrannte Kinder in Sachen Ideologie. Der Hang zur Privatheit und Überschaubarkeit hat auch darin seinen Grund, dass alles jenseits des Vertrauten das Vertrauen auch mehr als einmal missbraucht hat. Alles direkt Missionarische, bekenntnisthaft vorgetragen, stößt vielfach auf Ablehnung und bestätigt nur alte Vorurteile einer christlichen Kreuzzugsmentalität. So diente der Begriff »kirchlich gebunden« nicht selten Staatsbürgerkunde-Lehrern als Etikett für kirchliche Schülerinnen und Schüler, die damit als unfrei gestempelt werden sollten. Die Angst vor Vereinnahmung prägt vor allem den »heilig« gehaltenen Privatraum, also ebenso Partnerschaft und Familie wie den Bereich religiöser Überzeugungen.²⁵ Insofern stellen Partnerschaft und Familie sicher nicht in einem unmittelbaren Sinn eine Brücke zu evangelisierenden Anstrengungen dar. Wohl aber bewährt sich hier ein Grundgesetz pastoralen Handelns: Wie Moses und später Elia Gott nur mit dem Rücken schauen durften, so scheint nur dort eine Öffnung zum Glauben möglich, wo Menschen sich zunächst noch nicht selber von Gottes Anspruch angeschaut und ange-

²⁴ Kaufmann, Familie 186.

²⁵ So macht E. Neubert, »gründlich ausgetriebene«. Eine Studie zum Profil und zur psychosozialen, kulturellen und sozialen Situation von Konfessionslosigkeit in Ostdeutschland und den Voraussetzungen kirchlicher Arbeit (Mission) (=Begegnungen 13), Berlin 1996, deutlich, dass der verbreitete Atheismus im Osten eher aus Gründen der biografischen Kontinuität denn als kämpferische Absage an alles Religiöse zu verstehen ist.

fragt fühlen. Sie wollen sich zunächst unbeobachtet ein Bild davon machen, dann mag sich etwas Weiteres ergeben – oder eben auch nicht. Zwei pastoralpraktische Konsequenzen sollen hier abschließend kurz angedeutet werden²⁶:

1. Das Wirken der Kirche für den Privatbereich der Menschen muss sehr ausdrücklich einen Angebotscharakter haben, Freiräume eröffnen und behutsam bleiben.²⁷ Auch werden die recht verbindlichen Angebote der Pfarrgemeinden nur selten Außenstehende anregen können. Wegweisende Erfahrungen gibt es jedoch bereits in verschiedenen Initiativen einer behutsamen missionarischen Pastoral. Fast immer tritt dabei das ausdrücklich missionarische Anliegen zurück zugunsten eines helfenden Beistehens:

Krisenbegleitung wie die Arbeit einer Trauerbegleiterin, Sr. Bernadette Böhm in Chemnitz²⁸, die die Polizei beim Überbringen einer Todesnachricht unterstützt und Familien eine längergehende Gesprächsbegleitung anbietet. »Sie sind doch von der Kirche und wollen gar nichts von uns?«, dieses Erstaunen wird ihr manchmal entgegengebracht und spricht von der Angst vor Vereinnahmung, aber auch von der Dankbarkeit, in schwierigen Monaten Unterstützung gefunden zu haben.

– *Sozial und jugendsozialarbeiterisch ausgerichtete Dienste* (z.B. die Kapuziner in einer Wohnsiedlung des sozialen Brennpunkts in Gera, die Salesianer Don Boscos in der Heiligenstädter »Villa Lampe« oder die Comboni-Missiona-

26 Vgl. auch A. Habisch, Altes und Neues verbinden. Wo kirchliches Familienengagement heute ansetzen muss, in: Herder-Korrespondenz 50 (1996) 78–83.

27 Vgl. M. Tomka/P. M. Zulehner, Religion in den Reformländern Ost(Mittel)Europas (Gott nach dem Kommunismus), Ostfildern 1999, Abb. Zusammenfassung 2, nach der die Kirche in Ostdeutschland den Menschen als am meisten von allen untersuchten Ländern in Ost(Mittel)-Europa entfremdet und am meisten in ihrer Botschaft bedrohlich erscheint.

28 Die Darstellung geht auf Aussagen von Sr. Bernadette Böhm bei der Erfurter Tagung »Mission und Pastoral« an der Theologischen Fakultät Erfurt am 10. Juli 1999 zurück, ebenso die folgenden Fallbeispiele.

- re und ihre Projektarbeit mit Schulklassen im Raum Halle).
- Eine am Kind und seinen Bedürfnissen orientierte *Elternarbeit*, ausgehend etwa vom Religionsunterricht (an dem inzwischen durchaus auch nichtchristliche Kinder und Jugendliche teilnehmen), einer Krabbelgruppe oder einer Ferienfreizeit.
 - Vor allem ist an die meist eher im Stillen arbeitenden *Ehe-, Familien- und Lebensberatungsstellen* und überhaupt die *caritative Familienarbeit* zu denken. Hier wäre nur zu bedenken, wie die DDR-Tradition einer auch ausgebildete Ehrenamtliche umfassenden Beraterschaft unter den veränderten Bedingungen fortgeführt werden könnte. Sie sollte m. E. nicht vorschnell einer durchgehenden Professionalisierung (und damit auch einer gewissen Abgeschlossenheit vor dem gewöhnlichen Leben der Gläubigen) geopfert werden. Ich denke, dass gerade die Neuorientierung der Schwangerenberatung hier viele Ansätze böte, aus der Kraft einer Beteiligungskirche Frauen und Partnern in schwierigen Schwangerschaftssituationen einfach hilfreich und ohne viele Worte zur Seite zu stehen.

2. Daneben wäre aber vor allem auf das unmittelbare Zeugnis des Lebens der Getauften in ihrem Umfeld abzuheben. Welche Familienkultur entwickeln sie, nicht zuletzt auch welche Sonntagskultur? Wie gehen sie mit den verschiedenen Phasen des gemeinsamen Lebens und mit Schicksalsschlägen um? Welche Modelle entwickeln sie für das Zusammenleben von Mann und Frau? Und ist das alles nur ein Stück katholisches Exotikum oder wird es auch für Nichtchristen anschlussfähig? Regt es an oder nur auf? Hier könnten die Anregungen aus dem jüngsten Familienhirtenbrief alltagspraktisch weitergeschrieben werden.

Diese Schlüsselstellung, die gewöhnlichen Laien mit ihren nicht kirchlich organisierten Kontakten zukommt, sollte sehr bewusst als pastorales Wirken der Glaubensgemeinschaft selbst gepflegt werden. Es ist nicht bloß Vorfeld, sondern Bewährungsfeld dessen, was in Gemeinden durch Gottesdienst, Verkündigung und Nächstdienst bereitet wird. Darin kehrt

auch die Missionserfahrung der ersten christlichen Generationen wieder, nach der Christwerden wesentlich durch Freundschaft und Verwandtschaft geschieht.²⁹ Überhaupt gilt es, die kleine Zahl als Chance zu nützen: eine Beteiligungs- und Zeugenkirche zu stärken³⁰, die auf die informellen Kontakte setzt, und die Reste einer bloßen Betreuungskirche daraufhin zu verwandeln.

Partnerschaft und Familie, eine Brückenerfahrung zum christlichen Glauben? Gerne hätte ich ein Bild gezeichnet, nach dem Menschen in diesem Bereich im Grunde schon die Hand erhoben haben, um an die Pforten des Glaubens zu pochen. Die Realität ist nüchterner: Zwar liegt Familie ungebrochen im Trend, gerade auch angesichts des hiesigen Umbruchs. Aber den Kirchen wird bei der Gestaltung dieses Bereichs von den meisten Nichtchristen wenig Hilfreiches zugetraut. Gewiss werden dabei Brückenerfahrungen gemacht, insofern sie die Sehnsucht nach Glück, nach Dauer und nach Fruchtbarkeit beheimaten. Aber für die kirchliche Pastoral braucht es dabei den langen Atem unterwegs in den »Mühen der Ebenen«: die Unterstützung lebensnaher Netzwerke und vor allem das lebens- und liebenswerte Zeugnis gestandener, geerdeter Christen in Partnerschaft und Familie, der sicher beste Schatz der Kirche.

29 Vgl. *R. Stark*, Der Aufstieg des Christentums. Neue Erkenntnisse aus soziologischer Sicht (=Neue wissenschaftliche Bibliothek), Weinheim 1997.

30 Vgl zu den ersten Gemeinden auch *P. Lippert*, Leben als Zeugnis. Die werbende Kraft christlicher Lebensführung nach dem Kirchenverständnis neutestamentlicher Briefe (=Stuttgarter Biblische Monographien 4), Stuttgart 1968.